Nr. 165. XVI. Jahrgang. Auflage 100000 täglich. Sonnabend, 20. Juni 1903.

Dresdner Neueste Nachrichten

Unabhängige Tageszeitung.

Größte Auflage in Sachsen.

Redaktion und Hauptgeschäftsstelle Ferdinandstraße 4.
Fernsprecher: Redaktion Nr. 3897. Expedition Nr. 4571, Verlag 542

Anzeigen: Die einspaltige Kolonelzeile kostet für Dresden und Vororte 15 Pf., für auswärts 20 Pf., für das Ausland 40 Pf. Familienanz. 40 Pf. Die zweispaltige Reklamezeile für Dresden und Umgebung 1 Mk., für auswärts 1,50 Mk. Bei Wiederholungen und Jahresanzeigen Rabatt nach Tarif. Chiffregebühren 20 Pf. Inserate von auswärts werden nur gegen Vorausbezahlung aufgenommen. Für das Erscheinen an bestimmten Tagen und Plätzen wird nicht garantiert. Telephonische Aufgabe von Inseraten unzulässig. Unsre Dresdner und auswärtigen Annoncenbureaux, sowie sämtliche Annoncen-Expeditionen im In- und Ausland nehmen Inserate zu Originalpreisen und -rabatten an.

Abonnement: In Dresden und Vororten monatlich 60 Pf., pro Quartal 1,80 Mk. frei Haus, durch unsre Provinz-Filialen monatlich 65 Pf., pro Quartal 1,95 Mk. frei Haus. Mit der Beilage „Illustrierte Neueste" 10 Pf. oder mit der Beilage „Dresdner Fliegende Blätter" 15 Pf. pro Monat mehr.
Postbezug in Deutschland und den deutschen Kolonien: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 79 Pf., pro Quart. 2,36 Mk.
„ B ohne Illustr. Beilage „ 69 „ „ „ 2,06 „
In Oesterreich-Ungarn: Ausg. A mit „Illustr. Neueste" monatl. 1,58 Kr., pro Quart. 4,60 Kr.
Ausg. B ohne Illustr. Beilage „ 1,42 „ „ „ 4,25 „
Nach dem Auslande per Kreuzb. pr. Woche 1 Mk. Einz.-Numm. 10 Pf.

Diese Nummer umfaßt 18 Seiten. Roman siehe Seiten 13 und 14.

Zwei Eulenburg-Dokumente.

Der Fürst v. Eulenburg, der sich noch in diesem Monat vor einem preußischen Schwurgericht wegen der Verbrechen des Meineids und der Verleitung anderer zum Meineid verantworten soll, befindet sich noch immer im Moabiter Gefangenlazarett. Schon gibt es Leute, die von einer geistigen Erkrankung sprechen. Sie meinen, über des Fürsten Taten sollten nicht die Geschworenen, sondern ein Konzilium von Psychiatern zu Gericht sitzen. Mit ihnen dürften nur Philipp v. Eulenburg selber und seine nahen Freunde einverstanden sein. Jedenfalls hat der Fürst an gewissen Stellen immer noch auf Sympathien zu rechnen. Anders wäre das Verhalten gewisser Blätter nicht erklärlich, die kürzlich aus unserm Artikel „Morbus Phili" verstümmelte Auszüge brachten und daran boshaftig linde Zweifel knüpften, ob der Skalde wirklich fähig gewesen sei, einen rechtschaffenen Mann zu verleumden und unglücklich zu machen, der ihm mit andern im Wege war. Unsre Leser werden sich noch erinnern, daß hier wieder an einem drastischen Falle nachgewiesen wurde, welche Gefahr in dem enormen Einfluß Eulenburgs lag, der schon von Bismarck als gefährlicher Intrigant gekennzeichnet worden ist. Von dem Fall Pierson war die Rede. Deutlich, kennzeichnend ward dargestellt, wie der Direktor der Berliner Generalintendantur das Opfer der Verleumdungen Eulenburgs wurde, wie er mit dem Namen seines Verleumders auf den Lippen starb, wie der Rosenliedersänger gezwungen ward, schwarz auf weiß zu bekennen. Daß dem Liebenberger ein Mann wie der Fürst zu Dohna-Schlobitten dann schriftlich gab, daß er ein „Verleumder" sei, und wie Eulenburg auch auf diese flammende Anklage mit der Krankheitsentschuldigung erwiderte, wurde nicht vergessen.

Doch ganz übersehen hat gerade diesen Abschnitt des Artikels die Presse, die von „sensationell zugetragenen" Mitteilungen der Dresdner Neuesten Nachrichten mit zwei nassen, um Philli tropfenden Augen berichtete. Uns dünkt die Zutragung sensationell, die Charakteristisches zugunsten des Liebenberger Schloßherrn — vergißt und den Rest dann entstellt, mit Zweifeln über die Richtigkeit des Geschriebenen, über das Recht des Schreibers weitergibt. Freilich, wer nach dem Münchner Prozeß noch aus schwerwiegenden Gründen die Wahrheit vertreten muß, Bismarck habe nur bildlich von „Kinäden" gesprochen, dem mag es vor der Berliner Schwurgerichtsverhandlung recht unbehaglich werden. Der spricht wohl auch vom „Harden-Klüngel" und glaubt, diese Handvoll Sand genüge, um den „Eulenburg-Klüngel" zu verstecken.

Die Vogel-Strauß-Politik wird den Wackern wenig nützen. Auch der Hinweis darauf nicht, daß ein „Alter" Mann wegen allerdings häßlicher Jugendsünden der Fehme ausgeliefert werde. Nicht um Jugendsünden geht's, um Intrigen, um Meineide, um Menschenschicksale, die vernichtet wurden oder vernichtet werden sollen, um den verderblichen Einfluß eines in seiner Wesensart undeutschen, gefährlichen Mannes.

Da der wieder einmal in Nöten krank ist, müssen wir noch einmal vom Morbus Phili sprechen. Für die Zweifler, die ehrlichen, hier zwei Dokumente. Am 4. Januar 1902 gab der Geheimrat Pierson dem Fürsten, der sich um die Verleumdungsklage, wie jetzt, mit Krankheit und vager Entschuldigung herumzuwinden versuchte, in folgendem Briefe Antwort:

Sr. Durchlaucht Herrn Philipp Fürsten zu Eulenburg und Hertefeld,
Kaiserl. Deutschem Botschafter in Wien!

Berlin, 4. Januar 1902.

Euer Durchlaucht gnädiges Schreiben vom 28. vor. Monats habe ich zu erhalten die Ehre gehabt. Wenn ich auch nicht verkenne, daß Eu. Durchlaucht bestrebt sind, Ihr Bedauern zum Ausdruck zu bringen, mich gekränkt zu haben, so ist doch Eu. Durchl. Erklärung insofern unzureichend, daß Eu. Durchl. nicht von Frau B. allein, sondern „von allen Seiten und überall" nur Uebles über mich gehört haben wollen. Frau B. bestreitet übrigens entschieden, sich derartig geäußert zu haben. Unter solchen Umständen und zur Wahrung der Frist blieb mir also nichts andres übrig, als mich unter den Schutz des Gesetzes zu stellen und Eu. Durchl. Gelegenheit zu geben, den Beweis der Wahrheit für die schweren Beschuldigungen, welche Eu. Durchl. gegen mich erhoben haben, vor Gericht zu führen. Es kann ja kein Zweifel darüber herrschen, daß diese Herabsetzungen zur Kenntnis S. M. des Kaisers u. Königs gelangt sind und meine amtliche Stellung geradezu ruiniert haben. Es handelt sich daher jetzt um die Wahrung meiner Ehre und die Herstellung meiner vernichteten Position. Was die Vorwürfe betrifft, welche Eu. Durchl. gegen den Grafen von Hochberg, meinen Herrn Chef, und den Fürsten zu Dohna-Schlobitten erheben, so kann ich nicht umhin, dieselben als durchaus unbegründet zurückzuweisen, denn beide Herren haben in jeder Beziehung nur korrekt gehandelt. Wenn man so schwere Beschuldigungen erhebt, wie dies von Seiten Eu. D. gegen mich geschah, so muß man dieselben im gegebenen Augenblick auch zu vertreten in der Lage sein. Unerwiesene Beschuldigungen können doch nicht als heimliche Warnungen betrachtet werden und den Anspruch erheben, ein unverletzliches Geheimnis zu bleiben.

Genehmigen Eu. D. die Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit der ich bin Eu. D. ehrerbietigster

O. Pierson.

Ist's den Herrschaften jetzt noch „zugestutzt", noch undeutlich? So schrieb der Intendanzdirektor dem damals allmächtigen Botschafter, dem einflußreichsten Mann am Berliner Hofe. Die üblichen Kurialien des Briefes lassen die Verleumdung, die Bedrohung, das Untergraben der Stellung des Mannes, der an der Intrigue zugrunde ging, unverhüllt. Und da der Botschafter keinen Ausweg mehr sah, da er vor dem Zeugnis des Grafen Hochberg und des Fürsten zu Dohna zitterte, da unter allen Umständen eine Verhandlung unterbleiben sollte, die vielleicht noch andre Dinge aus Tiefen ans Licht brächte, bekannte der Fürst. Die Großmacht Eulenburg kapitulierte — geheim blieb's leider zu lange! — vor dem Geheimrat. Hier das Dokument:

Ich erkläre hierdurch, daß alle Beschuldigungen, die ich gegen den Herrn Geheimen Regierungsrath Pierson ausgesprochen habe, jeder Grundlage entbehren, wovon ich mich jetzt nach Prüfung der Sachlage überzeugt habe. Ich sehe deshalb ein, und bedauere auf das Lebhafteste, daß ich Herrn Geheimen Regierungsrath Pierson hierdurch auf das Tiefste gekränkt und seine amtliche Stellung dadurch bedroht habe. Ich gebe ausdrücklich meine Einwilligung, daß der Vorgesetzte des Herrn Pierson, General-Intendant Graf von Hochberg — jedoch nur dieser allein — nach Gutdünken diese Erklärung verwende.

Wien, 21. Januar 1902.

Fürst zu Eulenburg und Hertefeld.

Wer sich erinnert, was damals der Name Eulenburg bedeutete, weiß nach dieser Erklärung genug. Veröffentlicht wird sie jetzt mit Zustimmung des Grafen Hochberg, weil eine Anzahl Blätter ohne Prüfung den in unserm Artikel dargestellten Sachverhalt abzuschwächen versuchte.

„Zugestutzt"? Vielleicht übersehen die Herrschaften, die ehrlich Ungläubigen, diesmal das interessante Dokument nicht und drucken's ohne „Zustutzung" nach. Ohne Weglassung. Weil doch der Freund nicht mehr zu retten ist.

Die höchste für den Fall in Betracht kommende preußische Behörde hat nach dem Tode des Geheimrats Pierson bestätigt, daß alle Gerüchte (die zum wohlerwogenen Zweck verbreitet waren) verleumderisch waren. Geschäftsführung und Kassenverwaltung erkannte die Oberrechnungskammer als tadellos und einwandfrei an. Der wackere Fürst hatte von einem Millionendefizit gesprochen! Und lebte ruhig weiter in der Fülle seiner Macht, im Paradiesgärtlein seiner Ideale. Wer wußte denn, daß ein Standesgenosse ihm ein beglaubigtes Zeugnis überreichen ließ, daß er ein Verleumder und Intrigant sei?

Es ist Zeit, daß daran erinnert wird. Gelegenheit, einen Fall Jean Calas ans Licht zu bringen, von dem Andenken eines ehrlichen Mannes die letzten Verleumderspuren zu tilgen. Auch zur Beurteilung Philis ist das Bekenntnis des einstigen Botschafters ein Dokument. Und bleibt's, wenn gefälliges Mitleid, Freundschaft vielleicht auch das verschweigt, wie den Brief des Fürsten zu Dohna.

Zur sächsischen Wahlkreiseinteilung

erhält das „Leipziger Tageblatt" folgende Zuschrift:

Nicht um eine unnütze Polemik mit meinem Fraktionsgenossen Herrn Abgeordneten Langhammer heraufzubeschwören, sondern nur um die Berechtigung des Antrages Dr. Zöphel-Pflug nach geographischer Abgeschlossenheit der Wahlkreise zu rechtfertigen, sehe ich mich zu einigen Bemerkungen genötigt.

Nach der Erklärung des Herrn Abgeordneten Langhammer soll unser Antrag überflüssig sein, da den Forderungen desselben durch den Kompromißantrag genügend nachgekommen werde.

In der Wahlrechtsdeputation habe ich diese Langhammersche Ansicht wiederholt als irrtümliche bekämpft.

Herr Langhammer betont, daß bei den Verhandlungen zum Wahlrechtskompromiß also in der sogenannten Neunerkommission) von ihm und den übrigen nationalliberalen Mitgliedern dieser Kommission ausdrücklich verlangt worden sei, daß die Einteilung gerecht sein, d. h. die Einwohnerzahl und die geographische Abgeschlossenheit berücksichtigt werden müsse.

Das ist selbstverständlich dankbar anzuerkennen, wie ebenso nicht daran gezweifelt werden soll, daß sich Herr Abgeordneter Langhammer in dem guten Glauben befindet, daß diesem Verlangen durch den Kompromißantrag Rechnung getragen werden soll.

In der Wahlrechtsdeputation ist jedoch verschiedentlich ausdrücklich hervorgehoben worden, daß nicht die einzelnen Vorverhandlungen, sondern allein der klare, festgelegte Wortlaut des Kompromisses maßgebend und für die Kompromißunterzeichner bindend sein soll.

Im Kompromißantrag ist aber von dieser Forderung nach geographischer Abgeschlossenheit aller Wahlkreise absolut nichts zu lesen. Im Gegenteil werden u. a. Wahlkreise für die Mittelstädte gefordert, die also nicht geographisch abgeschlossen sein können. Nur für ländliche Wahlkreise ist insofern eine gewisse geographische Abgeschlossenheit vorgesehen, als man diesen die — kleinen Städte nicht einverleiben will.

Demgegenüber hielten es Herr Dr. Zöphel und ich für unsre Pflicht, der alten Forderung der nationalliberalen Partei nach Aufhebung des Unterschiedes von städtischen und ländlichen Wahlkreisen gemäß den Kompromißantrag nicht zu unterschreiben und den erwähnten Antrag zu stellen.

Herr Abgeordneter Langhammer befindet sich übrigens im Irrtum, wenn er meint, daß fast sämtliche konservative Deputationsmitglieder seine Anschauung teilten. In einer Sitzung der Deputation, der beizuwohnen Herr Abgeordneter Langhammer behindert war, hat Herr Abgeordneter Heintzer, eben um dieses mutmaßliche Einverständnis festlegen zu wollen, folgenden Antrag gestellt:

„Die Deputation ist dabei der Anschauung, daß die Grundsätze (bez. der Wahlkreiseinteilung) mit denen in dem Antrage Zöphel-Pflug (hier fehlen in der Zitierung des Antrags offenbar einige in ihrem Sinne leicht zu ersetzende Worte — d. Red. d. Dr. N. N.), als darin auch der geographischen Abgeschlossenheit Rechnung getragen wird."

Und was geschah? Dieser Antrag wurde mit 12 gegen 7 Stimmen — abgelehnt. Daraus geht doch mit eminenter Deutlichkeit hervor, daß die konservative Mehrheit der Deputation sich nicht im Einverständnis mit Herrn Langhammer befindet, daß diese die geographische Abgeschlossenheit der Wahlkreise nicht gutheißt und daß unser Antrag unbedingt nötig war, um Klarheit zu schaffen und die alte nationalliberale Forderung zu vertreten.

Haben nun die übrigen nationalliberalen Abgeordneten in demselben guten Glauben wie Herr Langhammer den Kompromißantrag unterschrieben, und sind sie wie dieser gewillt, einem Wahlgesetz nur dann zuzustimmen, wenn die Wahlkreiseinteilung mit nach dem Grundsatz geographischer Abgeschlossenheit erfolgt, dann dürften allerdings in Hinsicht der Stellung der Konservativen neue, große, fast unüberwindliche Schwierigkeiten entstehen. Schließlich kann man trotz der Erklärung des Regierungsvertreters in der Wahlrechtsdeputation, nach welcher der Antrag Dr. Zöphel-Pflug ein Abgehen vom Kompromiß bedeutet, gewisse Hoffnungen auf die Regierung setzen, die doch in ihrem Entwurf den

Richard Wagner im Exil.

Eine interessante Briefpublikation ist soeben in diesem an Wagnerwerken ohnehin reich gesegneten Jahre erschienen: die Briefe Wagners an Eliza Wille, welche Schuster u. Loeffler neu herausgeben. Sie stehen an Bedeutung für die Kenntnis der Persönlichkeit Wagners mit an erster Stelle — einmal, weil sie aus einer sehr kritischen Zeit stammen, sodann, weil die Beziehungen, die Wagner mit dem Willeschen Hause verknüpften, ganz andrer Art waren, als beispielsweise die zu den Wesendonks und ihn infolgedessen zu größerer Offenheit veranlaßten. Zum Willeschen Hause zog ihn keine Exaltation oder gar Liebesschwärmerei. Willes haben herzlich, echt norddeutsch nüchtern zu Wagner gestanden. Ferdinand Wille, der bis zum Rumpfparlament demokratischer deutscher Patriot war, zog sich dann mit seiner Gattin Eliza (geboren 1804 in Hamburg als Tochter des Reeders Slomann) auf ein Gut bei Zürich zurück und lebte schriftstellerischen Redaktionsarbeiten, während Frau Eliza Gedichte und Romane schrieb, hauptsächlich mit strengbürgerlichem Ernst der Erziehung ihrer studierenden Söhne lebte. Bei aller tiefen Sympathie für Wagner hat Eliza Wille als echte Hanseatin den Mut gefunden, die Wiederkehr Wagner auf ihr Schweizer Gut Mariafeld, diesem abzuraten. Sie schreibt, sie hätte ja kein Haus zu vermieten, und seine — Wagners — Wege und die ihrer Familie müßten sich doch nun trennen.

Dem viel angeschwärmten und freundschaftsbedürftigen Wagner würde diese Besuchsablehnung von seiten andrer wie eine feindselige Uebeltat erschienen sein. Nur Wilhelm, deren nüchterne Treue er kannte, erspart er dies Abwinken. Es fiel in seine böseste Zeit. Die Wesendonk-Episode war jäh zu Ende gegangen („Tristan" als künstlerische Frucht zurücklassend), und Wagner floh nun förmlich aus Willes-Hause in Mariafeld und wandte sich nach Stuttgart — in demselben Augenblick, als das Blatt sich wenden sollte. Bei Willes erschien unmittelbar nach Wagners Abreise der Gesandte des Königs von Bayern, des eben zum Thron gelangten jungen Ludwigs II., Rat Pfistermeier, um Wagner zu suchen und zum Könige zu bringen. Also aus dem Willeschen Hause erfolgte der Umschlag in Wagners Schicksal, 1864. . . . . .

Wagner bewahrte der Familie Wille eine tiefe Anhänglichkeit, und er schrieb an Frau Eliza stets — aufrichtiger und ungeschminkter als an irgend wen. Aber seine Freundschaft machte Frau Wille nicht blind gegen viele Uebertreibungen in Wagners Ansprüchen. Sie schreibt eben in diesem Buche, als Interpretation der fünfzehn Briefe Wagners, Wagner habe sehr mit Unrecht von Zürich als Quelle schwerer Leiden des Exils gesprochen. „Der Verbannte" wurde von allen hochgehalten, lebte in der Sicherheit des eigenen Herdes. Er hatte Freunde, die für ihn eintraten. Hatte er sich auf die wilden Wasser der Revolution gewagt, die stürmische Flut hatte ihn an keine unwirtbare Küste verschlagen. Not und Elend Exilierter lernte ich in Hamburg, Paris, London kennen. In Zürich gab es das nicht."

Auch an Umgang fehlte es Wagner nicht. Benedey, Simon, Köchli, Gottfried Keller, Semper, Ruge, Herwegh und viele andre waren Mitexilierte. Freilich, Wagnerianer waren sie nicht. Sie hatten, wie man in der Wille Buch nachlesen mag, nebenbei große, politische Interessen. Auch Schopenhauer in Frankfurt, den Wagner als Philosoph zuhöchst bewunderte, ließ einmal durch fr. Wille dem Tannhäuserkomponisten sagen: „Danken Sie in meinem Namen Wagner für die Zusendung seiner „Nibelungen"; allein, er möge die Musik an den Nagel hängen, er hat mehr Genie zum Dichter. Ich, Schopenhauer, bleibe Rossini und Mozart treu!"

Von 1858, wo Wagner am Zeltweg in Zürich wohnte, hielt Minna Wagner neben ihm aus. Von 1858 ab lebte Minna von ihm getrennt in Dresden. Der unruhige Geist Wagners hatte alles vergebens versucht, sich und seine Werke in der Welt draußen zur Geltung zu bringen, er erhielt die Erlaubnis zur Rückkehr erst spät, und alle Pläne mit Darmstadt, Straßburg, Karlsruhe, Wien, den eben beendeten „Tristan" herauszubringen, waren gescheitert.

Am 2. Mai 1864 verließ dann Wagner Mariafeld urplötzlich, nachdem er ein Paket Briefe empfangen, die er Eliza Wille aber nicht zeigte. Er reiste nach Stuttgart und schon am selben Abend schreibt er von dort an die vertraute Eliza Wille: „Ihr Wunsch, mich in Mariafeld nicht wiederzusehen, trifft mit meinem eigenen Gefühle zusammen . . . Leben Sie wohl, teure, edle Freundin. Nie wird mein wärmstes Dankgefühl erkalten, so elend es mir auch ergehen mag. Nie! Von tiefstem Herzen Ihr R. Wagner." Datiert ist dieser Brief: Stuttgart, den 2. Mai 1864. Und 48 Stunden darauf war „Exil und Elend zu Ende". Aus München vom 4. Mai datiert der Bericht Wagners über die erste Begegnung mit dem König Ludwig II. Der Brief ist als Wagners erste Aeußerung über das Ende seines Exils besonders interessant. Er beginnt:

„Teuerste Freundin! Ich wäre der undankbarste Mensch, wollte ich Ihnen nicht sofort mein grenzenloses Glück melden! Sie wissen, daß mich der junge König von Bayern aufsuchen ließ. Heute wurde ich zu ihm geführt. Er ist leider so schön und geistvoll, seelenvoll und herrlich, daß ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Götterraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen. Er liebt mich mit der Innigkeit und Glut der ersten Liebe: er kennt und weiß alles von mir und versteht mich wie meine Seele. Er will, ich soll immerdar bei ihm bleiben, arbeiten, ausruhen, meine Werke aufführen; er will mir alles geben, was ich dazu brauche; ich soll die „Nibelungen" fertig machen, und er will sie aufführen, wie ich will. Ich soll mein unumschränkter Herr sein, nicht Kapellmeister, nichts als ich und sein Freund. Und dies versteht er alles ernst und genau, wie wenn wir beide, ich und Sie, miteinander sprachen. Alle Not soll von mir genommen sein, ich soll haben, was ich brauche — nur bei ihm soll ich bleiben . . . Nichts verbreiten! Nichts in die Zeitungen! Alles ist intim und soll es bleiben!" — Späteren Briefen entnehmen wir noch folgende Charakteristik des Königs: „Mit 15 Jahren wohnte der Jüngling zuerst einer Aufführung meines „Lohengrin" bei, die ihn so tief ergriff, daß er seitdem aus dem Studium meiner Werke und Schriften seine Selbsterziehung in der Weise bildete, daß er seiner Umgebung offen eingesteht, ich sei sein einziger Erzieher und Lehrer gewesen . . . Ach, endlich ein Liebesverhältnis, das keine Leiden und Qualen mit sich führt . . . Ich fliege zu ihm, wie zu einer Geliebten; dies Erbeben und Erglühen ist mir nie so rückhaltlos schön zuteil geworden. Und dann diese reizende Keuschheit des Herzens, jeder Miene, wenn er mir sein Glück versichert, mich zu besitzen. So sitzen wir oft Stunden da, einer in dem Anblick des andern verloren. Wollte ich — so sagt man — so stände mir der ganze Hof offen. Allmählich wird mich hier alles lieben; die nächste Umgebung des Königs ist glücklich, mich so zu finden, denn jeder sieht, mein ungeheurer Einfluß auf das Gemüt des Fürsten kann nur zum Heil ausschlagen . . ."

Diese Selbsttäuschung Wagners ward ihm verhängnisvoll. Schon wenige Tage später klagt er: „Diesem göttlich liebenden Jüngling fehlt ein Mann, der ihn leite." Das Jahr darauf war Wagner wieder in der Schweiz, mit des Königs Zustimmung, wenn auch zu dessen Schmerz. Wen jene Zeit näher interessiert, wird in den Briefen an Eliza Wille und deren Kommentaren viel Anregendes finden. Es ist bei der Stellung Wagners in unserm Kunstleben von Wichtigkeit, daß die verschiedenen Briefwechsel endlich das wirkliche unretuschierte Bild Wagners herstellen, das durch Haß und Liebe bis zur Unerkennbarkeit entstellt worden ist.

Ludwig Hartmann

Kleines Feuilleton.

= **Mitteilung aus dem Bureau der Kgl. Hoftheater.** Im Kgl. Schauspielhause wird Sonntag den 21. Juni der Schillerzyklus mit der „Braut von Messina" fortgesetzt. Isabella: Frau Salbach; Don Cesar: Herr Wiecke; Don Manuel: Herr Wendt; Beatrice: Fräulein Treßnitz; Cajetan: Herr Eggerth.

= **Im Residenztheater** gastiert heute und folgende Tagabends 7½ Uhr Mila Theren vom K. K. priv. Theater an der Wien als „Franzi" in der Operette „Ein Walzertraum" von Oskar Straus.

= **Konzert der Staatseisenbahnbeamten.** Das „Linckesche Bad" erinnerte bei dem gestrigen wunderbaren Sommerabend an jene glänzenden Zeiten, wo, wie die Chronik Dresdens vermeldet, die ganze vornehme Bevölkerung hier im Sommer zusammenströmte, um Musik und die Darstellungen der Kgl. Hofbühne auf einem Sommertheater zu genießen. Unter den Riesenlaubbäumen, die den Garten am Elbstrand jetzt beschatten, ist es ja auch am schönsten nach ehrlich heißen Tagen. Einen solchen bescherte gestern der Himmel dem ausgezeichneten Gesangverein, der mit etwa 90 Köpfen vertreten war. Unter Herrn Max Funger sang der streng disziplinierte Verein tadellos, den Hörern zu wirklichem Genusse, und wenn die Tenöre mit milder Tongebung bisweilen die melodische Führung (wie im „Meerabend" von H. Leu) übernahmen, empfand man, wie befreiend die Musik hier wirkt, wo Beruf und Betätigung scheinbar so weitab von aller Tonpoesie liegen. Das Programm entsprach der Mahnung des höchsten Musikkritikers Deutschlands, jenem Wort Wilhelms II. von der verzwickt gelehrten Männerchorliteratur, von der er abriet und dafür den melodischen Volksliedton empfahl. Nichts im Programm war schwer oder abstrus. Und was wir hervorheben: die Sänger vermieden die Emphase ebenso wie andererseits das Säuseln, sie sangen einfach „natürlich" — in der Kunst oft das Allerschwerste. Schuberts